

Wie man die Kuh auf den Dachboden schleppt

Deskriptive und soziolinguistische Wende: Neue jiddische Wörterbücher erhellen eine ganze Kultur

Wörterbücher erklären die Bedeutung von Wörtern und manchmal auch ihren Gebrauch. Die jiddische Sprache entstand im Mittelalter im Rheinland, ein erstes Wörterbuch erschien 1542 in Isny im Allgäu. Es hieß „Shemot Devarim“ (Namen der Dinge) und war das Ergebnis der ungewöhnlichen Zusammenarbeit des Reformators Paul Fagius und des Hebräischlehrers Elijah Levita. Es war wohl für Nichtjuden bestimmt und bot Übersetzungen jiddischer Wörter ins Hebräische, Lateinische und Deutsche: „Aug – Oculus – ayin – oyg“. Die beiden jüdischen Sprachen wurden in der hebräischen Quadrat- und in der kursiven Rashi-Schrift wiedergegeben. Ganz selbstverständlich setzen Levita und Fagius Jiddisch neben die drei großen literarischen Sprachen.

Das hätte bei Moses Mendelssohn nur blankes Entsetzen ausgelöst. Er hielt Jiddisch für defektes Deutsch: „Ich fürchte, dieser Jargon hat nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes beigetragen“, schrieb er 1782, weil er glaubte, eine verderbte Sprache verderbe auch ihre Sprecher. Diese Einstellung verbreitete sich durch Mendelssohns jüdische Jünger über Galizien im ukrainisch-russischen Ansiedlungsraum, wo Ende des neunzehnten Jahrhunderts etwa fünf Millionen Juden Jiddisch sprachen. Um sich den Nichtjuden angenehm zu machen, sollten sie, so forderten die Aufklärer, Deutsch oder Russisch lernen.

Doch als Shiyeh Mordkhe Lifshits 1869 in Berditschew das erste russisch-jüdische Wörterbuch herausbrachte, war es ihm in erster Linie um die Anerkennung des Jiddischen als einer Sprache mit exakten grammatischen Strukturen zu tun. Er wurde verlacht. Aber sein Wörterbuch schlug ein, denn die ostjüdische Welt war seit dem Krim-Krieg in Bewegung geraten. Man wollte russische Zeitungen verstehen. 1876 legte Lifshits ein jiddisch-russisches Wörterbuch nach. Im Vorwort forderte er die Intellektuellen auf, ihr verschimmeltes Hebräisch, das sie aus der Totengruft gezogen hatten, zugunsten

der lebendigen Volkssprache aufzugeben. Als Ersten überzeugte er Sholem Yankev Abramovitsh, der in diesen Jahren auch in Berditschew wohnte und dort die Romane schrieb, mit denen er unter dem Namen Mendele Moykher Sforim (Mendele der Buchhändler) zum Begründer der modernen jiddischen Erzählkunst werden würde.

Danach ging alles sehr schnell. Die Pogrome von 1881 lösten eine Auswanderungswelle aus, die zwei Millionen Juden nach Amerika spülte. Dort erschien 1898 das erste umfassende jiddisch-englische Wörterbuch. Der erst fünfunddreißigjährige Verfasser, Alexander Harkavy, war 1882 von Wilna nach New York gekommen. Er war ein leidenschaftlicher Lexikograph alter Schule und entschuldigte sich im Vorwort, dass er vulgäre Ausdrücke und Schimpfwörter aufgenommen habe. Kompensierend fügte er hinzu, dass er Termini, die mit jüdischen Riten, Gebräuchen, Feiertagen und dergleichen zu tun hätten, in Fußnoten erkläre.

Natürlich sollte das Wörterbuch den jiddischsprachigen Einwanderern helfen, sich auf Englisch zu verständigen. Aber es sollte eben auch Amerikaner mit dem Jiddischen bekannt machen. Darum hängte Harkavy eine Beschreibung des Jiddischen an. Die war nützlich, denn das Jiddische hatte inzwischen drei dialektale Varianten ausgebildet. Das Jüdische Wissenschaftliche Institut (YIVO), dessen Leiter Max Weinreich und seine Mitarbeiter die Sprache standardisieren wollten, wurde erst 1925 in Wilna gegründet. Drei Jahre später erschien aber schon die revidierte und um eine hebräische Komponente erweiterte Neuauflage des „Harkavy“. Sie blieb für vier Jahrzehnte die wichtigste Anlaufstelle für alle jiddischen Wortsucher.

Es war zweifelhaft, ob es nach der Ermordung der osteuropäischen Juden und der Zerstörung der jiddischen Kultur noch einmal ein jiddisches Wörterbuch geben würde. Doch dann setzte die Reethnisierung der amerikanischen Juden

ein. 1968 erschien Uriel Weinreichs „College Yiddish“, ein genial modernisiertes jiddisch-englisches und englisch-jiddisches Wörterbuch, das davon ausging, dass seine amerikanischen Benutzer Jiddisch als Fremdsprache lernten. Leider enthielt es nur 24 000 Wörter. Vom „Großen Wörterbuch der jiddischen Sprache“ (1961 bis 1980) der Traditionalisten Yudel



Man spricht Jiddisch: Orthodoxer Jude am Broadway in Manhattan Foto F1online

Mark und Judah Joffe erschienen zwar vier Bände. Sie deckten aber nur den ersten Buchstaben (aleph) ab.

2002 schließlich kam der große Wurf von Yitskhok Niborski und Bernard Vaisbrot, ein jiddisch-französisches Wörterbuch. Ihm vorausgegangen war 1997 das von Niborski ganz in Jiddisch gehaltene Lexikon jiddischer Wörter hebräischen Ursprungs. Von beiden Werken erschienen 2011 und 2012 erweiterte Neu-

ausgaben. Isidoro (Yitskhok) Niborski kam 1979 von Argentinien nach Frankreich. Er lehrt am Institut National de langues et civilisations orientales in Paris und gilt heute als der bedeutendste Lexikograph des Jiddischen. Sein „verterbukh fun loshen-koy-desh shtamedike verter in yidish“ rollte nicht nur Ursprung und Bedeutung der hebräischen Lehnwörter auf, sondern gab auch Beispiele für ihren alten literarischen und modernen übertragenen Gebrauch. Matn-beseys, wörtlich ein „verborgenes Geschenk“, bezeichnet also nicht nur eine Gabe, die anonym übermittelt wird, um dem Beschenkten die Beschämung zu ersparen, sondern auch einen Schlag in den Unterleib.

Die Schwierigkeit der jiddischen Lexikographie rührt auch daher, dass ihre Sprecher zu einer Zeit ermordet wurden, als die Standardisierung und Erfassung des jiddischen Lexikons gerade erst begonnen hatte. Es gibt berühmte Stellen in der jiddischen Literatur, bei denen kein Mensch mehr weiß, was ein bestimmtes Wort bedeutet. In Mendele Moykher Sforims Roman „Fischke der Lahme“ bindet Mendele seinem Pferd weiße Papierstreifen in den Schwanz, „gedrukt mit geshivet“. Über das Wort „geshivet“ hat sich mancher Gelehrte den Kopf zerbrochen, schließlich wurde es zum Druckfehler erklärt.

Seit es das „Yidish-frantseyzish verterbukh/Dictionnaire Yiddish-Français“ mit seinen 37 000 Einträgen gibt, ist die Lektüre jiddischer Texte leichter geworden. Im Januar 2013 erschien bei Indiana University Press nun auch ein auf Niborski-Vaisbrot basierendes „Comprehensive Yiddish-English Dictionary“, das 53 000 Einträge enthält. Verantwortlich zeichnen der Linguist Harry Bochner und der Historiker Solon Beinfeld. Zum erweiterten Team gehört auch Barry Goldstein, der Tolkien ins Jiddische übersetzte. Die Wörterbücher von Niborski-Vaisbrot und Beinfeld-Bochner unterscheiden sich ihrer Idee nach fundamental von Weinreich, dem es darum ging, seinen amerikanischen Studenten zu vermitteln, wie

man ein reines, hochliterarisches Jiddisch schreibt. Weinreich war streng präskriptiv: Er verbot „daytshmerisims“ (direkt aus dem Deutschen übernommene Wörter), und er marginalisierte Slawismen als zu umgangssprachlich. Niborski-Vaisbrot und Beinfeld-Bochner gehören schon zur soziolinguistischen, deskriptiv ausgerichteten Schule. Sie wollen erfassen, was da ist, ohne es stilistisch zu beurteilen. Das ist heute wohl auch der einzig sinnvolle Ansatz. Eine wachsende Zahl von Lesern will die alten Texte verstehen.

Der Linguist Bochner sorgte als Digitalfachmann auch dafür, dass das Wörterbuch in der englischen und in der französischen Fassung per Subskription digital zugänglich ist (www.verterbukh.org/index.html). Das Wort des Tages gibt's umsonst. Heute ist es das Adjektive „barufn“. Es bedeutet: „competent, authorized, spellbound, possessed“. Wer das Kästchen „French“ anklickt, liest: „compotent, autorisé, envoûté, possédé“. Eine deutsche Fassung, unter der Herausgeberschaft des Trierer Jiddisten Simon Neuberger ist in Vorbereitung. „Er iz a barufener yidishist, an emeser voylkener fun der yidisher shprakh!“

Neuberger und sein Team müssen aber nicht nur kompetente Jiddisten sein, sondern auch Sprachkünstler. Viele Wörter und Ausdrücke entstammen der ukrainischen Lebenswelt: „shlepn di ku oyfn boydn“ (die Kuh auf den Speicher bringen) hat man übersetzt als „doing things the hard way“. Eine härtere Nuss sind die hebräischstämmigen Wörter, die für Gershon Scholem die Seele jiddischer Texte ausmachten, weil in ihnen, wie er 1917 schrieb, die „geistige Ordnung des Judentums“ enthalten war. Das Wort „tsdoke“ ist eben nur im oberflächlichsten Sinne eine Spende oder milde Gabe. Der englische Ausdruck „charity“ leitet sich von caritas (Liebe) ab. Die jüdische „tsedoke“ aber ist eine Schwester des Wortes „tsedek“ (Gerechtigkeit), und in der nahen Verwandtschaft der beiden Wörter liegt der Kern der jüdischen Sozialphilosophie. SUSANNE KLINGENSTEIN